

Joachim Jacob

Brot und Wein – Hölderlin und Trakl

Ein Essay

Brot und Wein, Fleisch noch dazu, machen das Fest. „Schnell nun führte man Rinder zum Schmaus und gemästete Schafe“,¹ heißt es im VIII. Gesang von Homers *Ilias* (Übersetzung Johann Heinrich Voß), als die Trojaner noch einen Sieg über die Griechen feiern und ihr Held Hektor von Unsterblichkeit, „ewiger Jugend“² und göttergleichem Ruhm träumt.

Her aus der Stadt, auch Wein, den herzerfreuenden, trug man
Reichlich und Brot aus den Häusern, und Holz auch las man in Menge.³

Das Vieh ist auch ein Opfer an die Götter, die es, zum Nachteil der Trojaner, wie sich zeigen wird, allerdings verschmähen. Brot und Wein dagegen bleiben vor Troja den Menschen zu ihrem Genuss und ihrer Stärkung vorbehalten. Denn, so heißt es an früherer Stelle der *Ilias* von den himmlischen Göttern:

Denn nicht essen sie Brot, noch trinken sie funkelnden Weines;
Blutlos sind sie daher und heißen unsterbliche Götter.⁴

Brot, das Grundnahrungsmittel schon der antiken Welt, und Wein, das vornehmste Getränk – zwischen beiden schwingt das menschliche Leben. „Brot und feurige[r] Wein“⁵ sind denn auch die Wegzehrung, die der Königssohn Telemach mit auf die Reise bekommt, wenn er sich in Sparta nach dem Schicksal seines Vaters Odysseus erkundigen will, „Gebackenes und Fleisch samt rotem funkelnden Weine“⁶ tischt Kirke Odysseus und seinen Gefährten auf, als sie von der äußersten Fahrt zurückkommen, die sich für menschliche Reisende denken lässt: von der Fahrt zum Hades. Den gefüllten „Eßkorb und den Becher voll Weins“ schließlich erhält der göttliche Sänger Demodokos am Hof des Alkinoos, „zu trinken, wann ihm beliebte“,⁷ während seines Gesangs vom Streit

1 Homer: *Ilias. Odyssee*. Übersetzt von Johann Heinrich Voß, Neudruck der Ausgaben Hamburg 1793 und Hamburg 1781, München 1987, VIII. Gesang, Vers 545, S. 141. Alle folgenden Zitate nach dieser Ausgabe.

2 *Ilias*, VIII. Gesang, Vers 539.

3 *Ilias*, VIII. Gesang, Verse 546f.

4 *Ilias*, V. Gesang, Verse 341f.

5 *Odyssee*, III. Gesang, Vers 480.

6 *Odyssee*, XII. Gesang, Vers 19.

7 *Odyssee*, VIII. Gesang, Verse 69f.

Odysseus' und Achills, der den gestrandeten unerkannten Helden zu Tränen rühren wird.

*

Brot und Wein verkörpern die menschliche Sphäre, wie Homer es an den zitierten Stellen als Teil von Fest, Reise und Dichtung angibt, weil sie menschliche Kultur, menschliche Notdurft und Überfluss verkörpern. Brot und Wein machen satt und – in Maßen genossen – gesund. Sie retten oder bewahren das Leben auf dem niedrigsten Niveau wie sie es zugleich auf dem höchstem noch verfeinern können. Brot und Wein als das Feste und das Flüssige, je nach Ausführung als das Reine und Farbige, lassen aus Getreidekörnern und Trauben, lassen aus Vielem Eines werden. Brot und Wein sind nicht in der Natur Vorgefundenes, sondern jedes auf seine Weise Erzeugnisse gemeinschaftlicher Arbeit.

Wenn wir der Erzählung von Paradies und Sündenfall aus dem Alten Testament folgen – um neben den homerischen Epen mit der Bibel noch den zweiten Grundtext der abendländischen Kulturgeschichte anzuführen –, dann ist es das Brot, das, anders als der Apfel, nicht einfach vom Baum gepflückt werden kann, sondern im „Schweiße deines Angesichts“ erarbeitet werden muss, ein Leben lang, „bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist.“ (Gen 3,19)

Brot und Wein vereinen Kultur und Natur. Sie sind das Produkt erfindungsreicher menschlicher Arbeit, die sich natürliche Kräfte zu Nutze zu machen weiß, die ihr im Vorgang der Gärung und des Treibens (soweit es nicht bei ungesäuertem Brot belassen werden soll) absichtslos in die Hände spielen. Poetische Naturen könnten von ‚Verwandlung‘ sprechen, des Korns zum Brot, der Traube zum Wein, weitere Wandlungen mögen sich an ihnen vollziehen. Aber auch als solche bleiben sie erst einmal, was sie sind: Brot und Wein.

*

Friedrich Hölderlins vielleicht berühmteste Elegie *Brot und Wein* – entstanden etwa um 1800, überliefert in einer Reinschrift im sogenannten Homburger Folioheft, zu Lebzeiten Hölderlins veröffentlicht nur 1807 mit der ersten Strophe unter dem Titel *Die Nacht*, vollständig ediert erst 1884 (*Dichtungen*, herausgegeben von Karl Köstlin) am Ende des Jahrhunderts – Hölderlins Elegie *Brot und Wein* gehört zu denjenigen Gedichten des Dichters, die ganz besondere und ganz besonders intensive interpretatorische Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Ganze Monographien sind ausschließlich der Elegie gewidmet worden, allein die Diskussion um ihre Textgestalt hält bis heute an.

Die immense Interpretationsgeschichte, die *Brot und Wein* seit mittlerweile rund 100 Jahren mit sich führt, ungeachtet der Klugheit und Subtilität ihrer Interpreten, hat dem Gedicht nicht nur gut getan. Sie droht, so paradox es klingen mag, den Zugang zum Text zu verstellen, das Gedicht in Allegorie aufzulösen. Ein Heilmittel dagegen sind in dieser Elegie Brot und Wein.

Die erste, 1807 schon einmal für sich veröffentlichte Strophe des insgesamt neunstrophigen Gedichts fand seinerzeit Anklang in der literarischen Welt. Sie lautet:

Ringsum ruhet die Stadt; still wird die erleuchtete Gasse,
Und, mit Fackeln geschmückt, rauschen die Wagen hinweg.
Satt gehn heim von Freuden des Tags zu ruhen die Menschen,
Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt
Wohlzufrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen,
Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.
Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß
Dort ein Liebendes spielt oder ein einsamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen
Immerquillend und frisch rauschen an duftendem Beec.
Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,
Und der Stunden gedenk ruft ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf,
Sich! und das Schattenbild unserer Erde, der Mond,
Kommet geheim nun auch; die Schwärmerische, die Nacht kommt,
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns,
Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen,
Über Gebirgshöhn traurig und prächtig herauf.⁸

Die Elegie handelt im Weiteren von der Verbindung der antiken mit der christlichen Welt, personifiziert in einer nur wenig verdeckten, kühnen Engführung des Weingotts Dionysos mit Christus. Sie spricht von der Abwesenheit der Götter und der Gegenwart des Dichters. „Metaphorisch“, so Gerhard Kurz in seinem Kommentar zu den ersten Versen dieses Gedichts in der vorliegenden Ausgabe, „bedeutet die Nacht die Zwischen- und Übergangszeit, der Tag die Erfüllung der Geschichte“. Das Schema der Tageszeiten, dem Károly Csúri eindringliche Untersuchungen gewidmet hat,⁹ findet auch hier, im großen Stil, Anwendung.

Wo aber kommen ‚Brot und Wein‘ ins Spiel? In dieser ersten Strophe nehmen höchstens die „Trauben“ die Assoziation an den Wein auf. In der dritten Strophe erscheinen

8 Hölderlin, Friedrich, *Brot und Wein*. An Heinze. In: Ders.: *Gedichte*. Hg. von Gerhard Kurz in Zusammenarbeit mit Wolfgang Braungart. Stuttgart: Reclam 2000, S. 232–238, hier S. 232, Verse 1–18.

9 Vgl. etwa Csúri, Károly: Einzelgedicht und zyklische Struktur. Erklärungstheoretische Überlegungen zum Teilzyklus *Siebengesang des Todes* aus Georg Trakls *Sebastian im Traum*, in: ders. (Hg.): *Georg Trakl und die literarische Moderne*. Tübingen: Niemeyer 2009, S. 31–76.

sie noch einmal, unter denen nämlich auch der „kommende Gott“ seine Wohnung nehmen wird. „Seliges Griechenland! du Haus der Himmlischen alle“, setzt der Dichter in vierten Strophe fort:

Festlicher Saal! der Boden ist Meer! und Tische die Berge,
Wahrlich zu einzigem Brauche vor alters gebaut!¹⁰

Zum „Brauche“ eines Fests gigantischen Ausmaßes verwandeln sich die Berge zu gedeckten Tischen, das Meer zum Boden, auf dem sie stehen. – „Aber Freund! wir kommen zu spät“, heißt es in der siebten Strophe.¹¹ Das „himmlische Fest“ bleibt ‚geschlossen‘.¹² Die Götter von einst haben sich in eine ‚andere‘ Welt fern von den Irdischen zurückgezogen;¹³ dem „Dichter in dürftiger Zeit“,¹⁴ so die vielzitierten Worte, bleibt nur das Amt des Propheten. Der „himmlische Chor“ der Götter jedoch ließ,

zum Zeichen, daß einst er da gewesen und wieder
Käme, [...] einige Gaben zurück,
Derer menschlich, wie sonst, wir uns zu freuen vermöchten.¹⁵
Diese „Gaben“ sind – Brot und Wein.
Brot ist der Erde Frucht, doch ists vom Lichte gesegnet,
Und vom donnernden Gott kommt die Freude des Weins.¹⁶

Brot und Wein sind demnach die Gaben der Götter, die die Irdische trösten mögen, dass sie sich ihrer „menschlich, wie sonst, [...] freuen“. War es bei Homer das Vorrecht der Menschen gegenüber den ‚blutlosen‘ Göttern, mit den Sinnen Brot und „funkeln-den Weines“ genießen zu können, kennt der Dichter des Hölderlin’schen Gedichts zwar noch die „Freude, mit Geist“, zu der die Menschheit noch nicht gerüstet ist,

noch fehlen die Starken zu höchsten
Freuden,¹⁷

aber Brot und Wein sind die Gaben, die uns *jetzt* zur Freude reichen: und zwar als Brot und Wein! Auch wenn sie „zum Zeichen“ von den Himmlischen zurückgelassen wurden dafür, daß diese „einst [...] da gewesen und wieder“ kommen,¹⁸ sind sie doch sinnliche Zeichen als Brot und Wein. Denn nur als solche taugen sie in der Logik des Gedichts zu

10 Hölderlin, Friedrich: Brot und Wein, wie Anm. 8, Verse 57f.

11 Ebd., Vers 109.

12 Ebd., Vers 108.

13 Ebd., Vers 110.

14 Ebd., Vers 122.

15 Ebd., Verse 131–133.

16 Ebd., Verse 137f.

17 Ebd., Verse 134–136.

18 Ebd., Vers 131.

Trost,¹⁹ Freude und Genuss in der Gegenwart der Götterverlassenheit. Brot und Wein schließlich, das ist gegen ihre vorschnelle Identifikation als christliche Symbole oder antike Mysterienopfer einzuwenden, sind in diesem Gedicht ausdrücklich nicht Opfergaben der Menschen an die Götter, sondern es verhält sich umgekehrt: Brot und Wein sind Gaben an und für menschliche Genießer.

Die resümierenden Verse dieser Einsetzung von Brot und Wein als Göttergaben:

Darum denken wir auch dabei der Himmlischen, die sonst
Da gewesen und die kehren in richtiger Zeit,

sollten in diesem Sinne genau gelesen werden: „denken wir auch dabei der Himmlischen“, der Gedanke an die Götter zwischen Erinnerung und Erwartung möge den freudigen Genuss begleiten, aber er begleitet Brot und Wein nur, dominiert sie nicht.

Hölderlins Deuter übersehen diese materielle, ‚lichtvolle Erdung‘ des Gedichts („Brot ist der Erde Frucht, doch ists vom Lichte gesegnet“), wenn sie Brot und Wein in der Elegie auf ihren Zeichencharakter festlegen. Wolfram Groddecks hierfür exemplarisch zitierte Erläuterung:

„Brot und Wein“ meint einerseits die Symbolik der Eucharistie [...] und andererseits auch die Symbole der Demeter und des Dionysos in den Eleusinischen Mysterien, wie Euripides es in den *Bakchen* den Scher Teiresias aussprechen lässt,²⁰

verfehlt bei aller Subtilität seines Kommentars diese einfache, aber doch unerhörte Präsenz der göttlichen Gabe. Brot und Wein meinen zuerst einmal Brot und Wein, bei deren freudigem Genuss „wir auch dabei“ uns etwas denken mögen.

*

Wenn Károly Csúri in seiner Studie *Zur poetischen Religiosität in Trakls Dichtung* eingangs festhält, dass die besondere Herausforderung der Trakl'schen Lyrik, ihre vermeintliche Dunkelheit, darin besteht, dass nach dem

19 Vgl. ebd., Vers 130.

20 Groddeck, Wolfram: Hölderlins Elegie *Brot und Wein* oder *Die Nacht*. Frankfurt am Main / Basel: Stroemfeld 2012, S. 221, vgl. schon ebd. S. 25. Auch Jochen Hörischs Deutung der Elegie zieht die Freude an Brot und Wein, anstatt es sich gut schmecken zu lassen, allein aus der Pluralisierung und ‚Dissemination‘ ihres Zeichencharakters, an deren Ende sich in „Brot und Wein [...] Sinn und Sein zur verzehrenden Einheit“ „verdichten“ sollen. Hörisch, Jochen: Brot und Wein – Das Abendmahl bei Hegel und Hölderlin. In: „Traurigfrohe, wie das Herz“ – Friedrich Hölderlin zum 150. Todesjahr. Hg. von der Evangelischen Akademie Baden. Karlsruhe: Evangelischer Presseverband für Baden 1993, S. 120-132, hier S. 131f. Ausführlicher ders.: Brot und Wein. Die Poesie des Abendmahls. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992.

offensichtlichen Realitätsverlust der Bezüge [...] kein Referenzrahmen [mehr] zur Verfügung [steht], der neue Bezugspunkte festlegen und somit neue Kohärenzen bzw. Konsistenzen zwischen den einzelnen Sachverhalten ermöglichen könnte,²¹

dann ist damit, wenn ich es richtig verstehe, genau jener Wirklichkeitsverlust bezeichnet, aus dem die sprachkritische Lyrik der klassischen Moderne melancholisch wie spielerisch reichen poetischen und ästhetischen Gewinn gezogen hat. Auch Brot und Wein und das Hölderlin'sche Vertrauen in die Sagbarkeit wenigstens dieser Gaben, sind damit nicht mehr fraglos in ihrem Weltbezug, sondern Fragmente einer ‚möglichen Welt‘, deren Kohärenz der Leser – ohne göttlichen Beistand – überhaupt erst als solche zu konstruieren hat.

So ist es vielleicht kein Zufall und nicht allein der strengen katholischen Sozialisation geschuldet, dass bei Georg Trakl, wie Károly Csúri mit Blick auf Hölderlins Elegie einmal festgestellt hat, „Brot und Wein“ [...], gegenüber Hölderlin, grundsätzlich im [...] biblischen Sinne gebraucht werden“,²² also im symbolischen Sinn des christlichen Sakraments, und Zeichen bleiben.

Die ersten beiden Strophen aus Trakls Gedicht *Geistliches Lied* (1913) veranschaulichen dies sehr schön:

Zeichen, seltne Stickerlein
Malt ein flatternd Blumenbeet.
Gottes blauer Odem weht
In den Gartensaal herein,
Heiter ein.
Ragt ein Kreuz im wilden Wein.

Hör' im Dorf sich viele freun,
Gärtner an der Mauer mäht,
Leise eine Orgel geht,
Mischt Klang und goldenen Schein,
Klang und Schein.
Liebe segnet Brot und Wein.

[...] ²³

21 Csúri, Károly: Zur poetischen Religiosität in Trakls Dichtung. In: Auckenthaler, Karlheinz F. (Hg.): *Numinoses und Heiliges in der österreichischen Literatur*. Bern / Berlin / Frankfurt am Main / New York / Paris / Wien: Peter Lang Verlag 1995, S. 111–139, hier S. 113.

22 Csúri, Károly: Hölderlin-Bezüge in Trakls Lyrik, unveröffentlichtes Manuskript, Vortrag, Bad Hornburg, 12.9.2012.

23 Trakl, Georg: *Dichtungen und Briefe*. Hg. von Walther Killy und Hans Szklensar. Salzburg: Otto Müller Verlag 1970, S. 17f.

Gerade die einfache, scheinbar kunstlose Liedform lässt die zum Zeichen gewordene Natur umso deutlicher hervortreten:

Zeichen, seltn Stickerin
Malt ein flatternd Blumenbect.

Bedeutungsschwer verschlingen sich Zeichen und Natur, Kreuz und Wein: „Ragt ein Kreuz im wilden Wein“. So vorbereitet bleiben auch „Brot und Wein“ nicht einfach Brot und Wein, sondern sind von christlicher „Liebe [ge]segnet“, damit die Kinder, am Ende des Gedichts, gut schlafen können:

Und ein Engel singt im Hain,
Nah im Hain
Kinder in den Schlaf hincin.²⁴

Wo Brot und Wein ihren sakramentalen Bezug verloren haben, wie in Trakls frühem Gedicht *Die tote Kirche* aus der *Sammlung 1909* (Hans Georg Kemper hat es als eine ‚gnadenlose poetische Abkanzelung‘ einer katholischen Messe charakterisiert²⁵), sind sie dementsprechend nur noch Zeichen eines sinnentleerten Rituals²⁶ und zeigen damit ex negativo, wie sehr sie eines solchen bedürften:

[...] Der Priester schreitet
Vor den Altar; doch übt mit müdem Geist er
Die frommen Bräuche – ein jämmerlicher Spieler,
Vor schlechten Betern mit erstarrten Herzen,
In seelenlosem Spiel mit Brot und Wein.²⁷

Wenn in Georg Trakls Lyrik Brot und Wein ihre einfache Präsenz verwehrt bleibt, dann liegt dies bei aller Unorthodoxie sicher zuerst an der christlichen Dominanz ihrer Symbolik, die noch die scharfe Kritik eines ‚seelenlos‘ gewordenen Ritus‘ bestimmt. Ebenso lässt sich jedoch darin auch eine Auffassung von Dichtung als poetischer Konstruktion der Welt erkennen, innerhalb derer einfache Evidenzen kaum mehr möglich scheinen.

So muss auch der einfache Genuss von Brot und Wein zurückstehen, wenn es gilt, eine solche zu errichten. Ludwig von Fickers Erinnerungen an die Entstehung von

24 Ebd., S. 18.

25 Kemper, Hans-Georg: Zwischen Dionysos und dem Gekreuzigten. Georg Trakl und der Expressionismus. In: Braungart, Wolfgang / Fuchs, Gotthard / Koch, Manfred (Hg.): Ästhetische und religiöse Erfahrungen II: um 1900. Paderborn / München / Wien / Zürich: Schöningh 1998, S. 141–169, hier S. 150, vgl. a. ebd., S. 162 (zu *Traum und Umnachtung*).

26 Dazu Wolfgang Braungart: Zwischen Protestantismus und Katholizismus. Zu einem poetischen Strukturprinzip der Lyrik Georg Trakls. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 119 (2000), S. 545–563, hier S. 553.

27 Trakl: Dichtungen und Briefe, wie Anm. 23, S. 149.

Trakls *Gesang einer gefangenen Amsel*, um mit der Wahrheit der Anekdote zu enden, gibt hiervon ein beredtes Zeugnis. Wie eine „Lichtwolke der Erinnerung“, erzählt von Ficker, stehe „jener an eine schöne, rasch zur Neige gehende Frühlingsabend des Mai 1914“ vor ihm,

da Trakl und ich uns im Vorgärtchen einer bescheidenen Gaststätte hoch über Torbole am Gardasee bei Wein und Brot noch spät und im verstummenden Gespräch gegenübersaßen: [...] [als] in der großen Stille der einschlafenden Natur, beim sachten Zudunkeln der fast biblisch anmutenden Landschaft und im Bann der einsamen Vogelstimme, der zu lauschen er nie müde wurde, den Freund jene merkwürdige Eingebung überkommen konnte, die ihren Niederschlag hernach und ihre Ausschöpfung in ganzen neun Verszeilen eines [...] Gedichts gefunden hat.²⁸

„Eines Gedichts“, das vom freudigen Genuss von Brot und Wein denkbar weit entfernt ist.²⁹ Ihr Sinn hat sich als bescheidene Vorbereitungsmittel nächtlicher Inspiration erfüllt.

Jetztzo geht zur Ruhe, nachdem ihr das Herz euch erfreuet
Näherender Kost und Weines; denn Kraft ist solches und Stärke.³⁰

28 Ficker, Ludwig von: Der Abschied (1926). In: Ders.: Denkwörter und Danksagungen. Aufsätze, Reden. Hg. von Franz Seyr. München: Kösel Verlag 1967, S. 80–101, hier S. 98.

29 Siehe dazu: Csúri, Károly: Georg Trakl: *Gesang einer gefangenen Amsel*. In: Kemper, Hans-Georg (Hg.): Interpretationen. Gedichte von Georg Trakl. Stuttgart: Reclam 1999, S. 169–188.

30 Homer: Ilias, wie Anm. 1, IX. Gesang, Vers 705f.